

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Bild des Veters

Das Bild des Betters.

Von R. Reigel.

Ein trüber Oktober-Abend legte sich über das Thal und ein nasskalter Nordwest zog hindurch und legte das gelbe Laub vollends von den Bäumen. Die enge Dorfstraße war leer, Menschen und Thiere hatten sich in den Schutz ihrer Wohnungen zurückgezogen. Am Ende der Straße, welche sich aufwärts hinzog, stand einsam etwas abseits eine Hütte, welcher man die Armseligkeit trotz der Dämmerung ansah. Und wenn nicht durch das einzige Fenster ein schwacher Lichtstrahl durchgeschimmert wäre, würde man nicht geglaubt haben, daß Menschen sich darin aufhalten konnten. Und doch war es so. Ein Lichtspan erhellte die kleine Stube, deren Boden nur halb mit Brettern belegt war, und auf zwei Stühlen am morschen Tische saßen zwei weibliche Personen, Mutter und Tochter. Und wenn aus dem faltigen Gesichte der Mutter Kummer und Elend uns entgegengrinsten, so zeigte das der Tochter in jugendlicher Schönheit fromme Ergebung und stilles Hoffen auf eine freundlichere Zukunft. Die beiden, welche heute in bitterster Armuth lebten, hatten, wenn auch nicht ganz sorgenlose, doch schon bessere Tage gesehen. Der Gatte und Vater war Lehrer in dem Orte, ein einfacher pflichttreuer Mann, mit wenig Ansprüchen an das Leben, und Jedermann im Dorfe war zufrieden mit ihm, sowohl hinsichtlich seines Betragens, als auch seiner Dienstleistungen wegen. Wenn auch das Einkommen ein ganz mäßiges gewesen war, so hatte es doch unter Mithilfe der verständigen Hausfrau die wenigen Bedürfnisse hinlänglich gedeckt. Die Mutter saß unthätig da, die Tochter aber nähte fleißig an einer Arbeit, der man wohl ansehen konnte, daß sie um geringen Verdienstes willen für andere Leute bestimmt war. Als vom fernen Kirchturme her die Glocke zehn verkündete und der Rest des letzten Lichtspanes aufgezehrt war, legte die Tochter ihre Arbeit bei Seite.

„So, Mutter“, sagte sie, „heut ist Feiertag. Aber wir können doch noch ein wenig plaudern, ehe wir uns zur Nachtruhe niederlegen.“

„Wir sind doch zwei erbarmenswerthe Geschöpfe“, fing die Mutter an. „Haben wir denn das verdient, daß wir durch so bitteres Elend unser Leben dahin schleppen müssen? Wenn das unser Vater wüßte, er hätte im Grabe keine Ruhe.“

„Mutter, sei nicht ungerecht! Wir haben uns, wenn auch kümmerlich, jetzt schon wochenlang durchgebracht. Wenn mir der liebe Gott Gesundheit verleiht, daß ich meine Kräfte verwenden kann, so

wird es uns am allernöthigsten nicht fehlen. Und ich lasse mir die Hoffnung nicht rauben, daß die Zukunft uns freundlichere Tage bringen wird.“

„Liebe Marie, wir wären nicht in so üble Lage gekommen, hättest Du unseres Nachbarn Sohn, des Rathschreibers Georg, oder dem jetzigen Schulverwalter nur auch einigermaßen Gehör gegeben. Die Rache des Ersteren hat uns um den, wenn auch nicht bedeutenden, Gemeindegenuß gebracht und durch die geheimen Anfeindungen des Letzteren sind wir um einige Monate früher, als gewöhnlich der Fall ist, aus dem Schulhaus vertrieben worden. Aber, liebes Kind, ich kann Dir des halb doch nicht gram sein. Du hast eben eine Neigung zu Keinem fassen können.“

Die Tochter schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Mutter, Du kennst meine Gesinnung; ich kann Niemanden lieben als Dich, und will keinem andern angehören, als Dir. Weber der eine noch der andere ist mir in edler Absicht nahe getreten. Ihre Worte und Blicke, die doch mehr oder weniger die Beschaffenheit der Seele kundgeben, haben in mir Abscheu und Verachtung wach gerufen und darnach habe ich gehandelt. Hoffe nur, lieb Mütterlein! Wir haben uns nicht durch Leichtsin in diese Verhältnisse gebracht; und so wird die Hand Gottes, der wir noch fest vertrauen, uns auch wieder auf hellere Lebensbahnen führen.“

Dieses Gespräch wurde in Ermangelung eines Lichtes in der unerhellten Stube geführt. Bald darauf sprach die Tochter ein kurzes Abendgebet, und die Beiden begaben sich zu Bette. Nicht lange, so nahm sie der ruhe- und friedebringende Engel, der Schlaf, in seine sanften Arme.

* * *

Der Herr Blüthinger, Professor a. D. aus Straßburg, bewahrte in seinem Herzen die Liebe und Zuneigung für Deutschland, obgleich er viele Jahre an der französischen Universität angestellt gewesen ist. Er war ja ein Badenser, aus der oberen Gegend des Landes, und durch seine Gelehrsamkeit bekannt, wurde er als junger Mann dorthin berufen. Er unterließ es nie, auf etliche Tage wenigstens jährlich seine Heimath zu besuchen. Seit er aber in Ruhestand getreten war, verlebte er jeden Sommer einige Wochen dort. Sein Heimathsdörfchen — dasjenige, in welchem diese Erzählung ihren Anfang nimmt — lag in einem freundlichen Thale, und bot den Freunden der Natur manch reizendes Plätzchen, ganz geeignet

zur Erholung nach angestrengter geistiger Arbeit. Herr Blüthinger hatte sein Standquartier jedes Jahr im „Rößle“ genommen, und bei der Frau Rößle-
wirthin, die gleichen Alters mit dem Professor war, hatte er ein gar gemüthliches Heim gefunden.

Der traurige Winter, in welchem wir mit der armen Lehrersfamilie zusammen getroffen sind, war vorüber. Aber mit dem Weggang des Eises und Schnees ist die Härte des Glends von der Mutter und Tochter nicht weggezogen. Im Gegentheil! Wenn schon der Mai neue Blüthen und Knospen brachte und die Herzen der Menschen mit freudigen Hoffnungen erfüllte — in der armseligen Hütte ist kein Wonnemonat eingelehrt. Die Mutter wurde von Tag zu Tag hinsäfflicher und die Vertrauenskraft der Tochter ward mehr und mehr erschüttert. Wo-
mit das Leben fristen? Nur aus dem Rößle-
wirthshaus, wo die arme Familie nicht ganz in Vergeffenheit kam, erhielt Marie noch öfters Arbeit, die aber nur soviel einbrachte, um den Hunger einigermaßen zu stillen.

Ein Maitag, wie ihn kaum die Poesie schöner darzustellen vermag, hatte sich über das Thälchen gelagert; die Menschen arbeiteten voll heitern Sinnes auf den Feldern, die Blumen entfalteten Duft und Glanz und die Vögel belebten Wald und Flur mit fröhlichen Liedern; nur in der bekannten einsamen Hütte herrschte

trotz dem herrlichsten Sonnenschein eine tiefe Niedergeschlagenheit. Ein Gemälde, das einzige noch entbehrliche Stück, sollte verkauft oder versetzt werden, um die paar Gulden Hausmiete aus dem Erlös bezahlen zu können, wenn die armen Leute nicht in wenigen Tagen auf das freie Feld gestellt werden wollten.

„Zehn Gulden“, sagte Marie, „will der alte Baruch uns geben, und wir wollens ihm lassen, wenn er heute kommt. Es bleiben uns dann noch fünf Gulden zu weiterer Verwendung. Da können wir uns doch wieder ein paar Tage durchhelfen!“ Mehr im seufzenden Tone, als mit klarer Stimme, erwiderte die Mutter: „Ich kann es nicht übers Herz bringen, mich von dem Bilde zu trennen. Es ist ein Erbstück vom Bruder meiner Mutter,

das einzige, was uns geblieben ist, als Erinnerungszeichen aus früheren besseren Tagen. Wir wollens noch einen Tag behalten, Marie!“

Der Handelsjude Baruch kam, wie er gesagt hatte; aber er mußte ohne das Bild wieder abziehen.

Der Herr Professor Blüthinger war vor zwei Tagen in seinem lieben Heim zu längerem Aufenthalt wieder angekommen. Er hatte viel und gerne seinen Freund, den alten Lehrer Reuling, aufgesucht und mit ihm sich unterhalten. Nun erfuhr er, daß derselbe vor dreiviertel Jahren gestorben sei, und die alte Frau Rößlewirthin führte ihm in ergreifenden Worten das Glend und die gegenwärtige Noth der hinterbliebenen Wittwe und Tochter vor Augen. Er machte sich nach vernommener Schilderung auf den Weg, der armen Familie einen Besuch abzustatten in der Absicht, mit Rath und vielleicht mit That Hilfe zu leisten. Als er in die Hütte getreten war, überfah er sogleich die große Armuth, welche hier ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Nach dem Begrüßen und Beileidbezeugen erblickte Blüthinger das Bild, welches noch auf dem Tische lag, und das er vorher nie gesehen hatte.



Ich kann es nicht übers Herz bringen, mich von dem Bilde zu trennen.

Das müssen wir verkaufen“, seufzte die Mutter, „so weh es uns auch thut.“ Der Professor betrachtete nun das Bild aufmerkamer, welches in Del gemalt das freundliche Gesicht eines noch rüstigen Mannes darstellte. Nach einigen Minuten sagte Herr Blüthinger mit freudig bewegten Worten: „Liebe Frau! verkaufen Sie das Gemälde nicht; denn da steckt ein Geheimniß darunter. Hier steht auf der Rückseite, kaum noch leserlich, ein lateinischer Satz: In summis angustiis salvator vobis ero! welcher in das Deutsche übertragen also lautet: In der höchsten Noth will ich euch ein Retter sein! Jetzt aufgeschaut, ihr armen Leute!“ rief der Professor und stellte eine Untersuchung an dem Bilde an. Er brachte bald heraus, daß daran sich eine doppelte Rückwand befand, und es dauerte nicht lange, so war die äußere sorgfältig abgelöst. Was kam zum Vorschein? Eine Pergamentmappe, in welcher wohlberwahrt richtige Werthpapiere sich befanden, welche die runde Summe

von 5000 fl. darstellten. Der erste Eindruck, den dieser Fund auf die arme Familie hervorbrachte, war ein unbeschreiblicher — ist es Wahrheit oder Täuschung, ein Traum oder Wirklichkeit? Als die Ueberraschung sich einigermaßen in ruhige Betrachtung verwandelt hatte, fielen sich Mutter und Tochter in die Arme, und reichliche Freuden- und Dankesthränen entquollen ihren Augen.

Nun wurde im Beisein des Professors, und von seinem Rathe unterstützt, reifliche Ueberlegung gepflogen. Vor allen Dingen mußte der erfreuliche Vorgang ein Geheimniß bleiben, bis die geeignete Zeit kam, ihn, soviel als nöthig, in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Den gefundenen Schatz nahm Herr Blüthinger in Verwahrung, weil die Frauen sich nicht getrauten, ihn zu hüten. Nach wenigen Tagen verließen Mutter und Tochter die ärmliche Wohnung und bezogen ein Zimmer im Rößle. Diese Veränderung mußte den Schein haben, als hätte der Professor aus alter Freundschaft, von Mitleid getrieben, sie veranstaltet. Und deshalb schenkten die Dorfbewohner dem Vorfall keine besondere Aufmerksamkeit. Nach einigen

Wochen aber, als die arme Lehrersfamilie in etwas freudigerer Stimmung erschien, bessere Kleidung sich angeschafft hatte, wurde doch von der auffallenden Veränderung allerlei gemunkelt. Die Frau Rößlewirthin hatte so etwas „herauszubringen“ gewußt und so hatten die verschiedenen Vermuthungen Del erhalten. Doch lebten Mutter und Tochter nach wie vor sehr eingezogen.

Der Tochter kam aber das Nichtsthun nach und nach lästlich vor und sie entwarf einen passenden Plan für ihre künftige Lebensstellung: Fort von da und thätig sein! Und der Herr Professor reichte ihr zur Ausführung hilfreiche Hand. Er hatte eine alte Verwandte, welche in der Nähe von Straßburg, aber diesseits des Rheines, einen kleinen Kramladen besaß, den sie aufzugeben vorhatte. Nach kurzen Verhandlungen wurde das Geschäft von der Tochter übernommen und sie mit ihrer Mutter fanden dort ein gesichertes Auskommen. Die kurze Geschichte schließt ohne eine sonst übliche Heirath. Die Tochter blieb ihrem Grundsatz getreu: Meiner Mutter meine ganze Liebe! und das ist auch lobenswerth.

Aus dem Leben.

Es war im April des Jahres 1860 an einem Sonntag, als nach beendigtem Gottesdienste in einem Städtchen des Schwarzwaldes noch eine Anzahl Frauen und Mädchen vor der Kirche plaudernd bei einander standen. Ein kleiner Hochzeitszug nähete sich und unter den musternnden Blicken der Umstehenden betrat das Brautpaar mit den Ehrenjungfern und Ehrengesellen die Kirche, um den Segen des Priesters zu empfangen auf ihren Lebensweg, den sie nun miteinander zu wandeln entschlossen waren.

Das Brautpaar gehörte nicht dem begüterten Stande an, wo die Jungen vom Traualtar weg in ein wohl eingerichteteres Haus einziehen können, das die beiden Väter versorgt haben mit den nöthigen Früchten fürs Brod, einem ordentlichen Viehstand und den dazu gehörigen Gütern, und wo die Mütter ihren Vorrath aus den Kästen und Trüben herbeigebracht haben, um das Haus gut einzurichten, damit die jungen Eheleute einen soliden Grundstock besitzen, auf dem sie weiterbauen können.

Der Bräutigam hatte schon in früher Jugend seine Eltern verloren, worauf ihn ein Vetter in Pflege und Erziehung nahm. Nachdem er bei demselben die Uhrmacherei erlernt hatte, ging er in die Fremde, um sich weiter auszubilden und

sein Glück zu versuchen. Nach etwa zehn Jahren kehrte er wieder zurück in die Heimath, um das Geschäft für sich anzufangen. Reichthümer hatte er nicht mitgebracht, allein er hoffte mit dem, was er draußen gelernt, daheim sein Brod verdienen zu können.

Auch die Braut war nicht mit irdischen Gütern gesegnet, zwar lebten die beiden Eltern noch, aber diese hatten für sich selber zu sorgen. Es waren noch jüngere Kinder da und der Verdienst des Vaters reichte nicht so weit, um viel erübrigen zu können. Anna, die jetzt zum Traualtare ging, war die Aelteste unter den Geschwistern. Auch sie kam frühe in die Welt hinaus. Eine Base in Zürich hatte dem Vater geschrieben, er solle ihr die Anna schicken, sie werde für deren Fortkommen sorgen. Voll froher Hoffnungen reiste Anna nach der schönen Schweiz. Nach sechs Jahren kam auch sie wieder zurück in die Heimath. Ihren Freundinnen wußte sie viel zu erzählen von dem Züricher See mit seiner herrlichen Umgebung und dem munteren Treiben daselbst. Wenn bei den lebhaften Schilderungen Anna manchmal plötzlich traurig gestimmt wurde und nasse Augen bekam, so wunderte dies die Zuhörenden nicht; aus einer so großen schöngelegenen Stadt wieder in ein einfaches Städtchen des Schwarzwaldes zu kommen, könne Einem